

Jospeh Roths Kriegsdienst 1916-1918

Autor(en): **Bronsen, David**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 6

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Joseph Roths Kriegsdienst 1916 – 1918

DAVID BRONSEN

«An Meine Völker!

Es war Mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die Mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und Meine Völker vor den schweren Opfern und Lasten des Krieges zu bewahren.

Im Rate der Vorsehung ward es anders beschlossen. Die Umtriebe eines hasserfüllten Gegners zwingen mich, zur Wahrung der Ehre Meiner Monarchie, zum Schutze ihres Ansehens und ihrer Machtstellung, zur Sicherung ihres Besitzstandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwerte zu greifen...

So muss ich denn daran schreiten, mit Waffengewalt die unerlässlichen Bürgschaften zu schaffen, die Meinen Staaten die Ruhe im Inneren und den dauernden Frieden nach aussen sichern sollen. In dieser ersten Stunde bin Ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen bewusst.

Ich habe alles geprüft und erwogen.

Mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht Mir weist.

Ich vertraue auf Meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um Meinen Thron geschart haben und für die Ehre, Grösse und Macht des Vaterlandes zu schwersten Opfern immer bereit waren.

Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Treue erfüllte Wehrmacht.

Und ich vertraue auf den Allmächtigen, dass Er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde. Franz Joseph.»

Joseph Roth sprach rückblickend, von der Emigration her, mit Hochachtung über die < sprachliche Erhabenheit > dieser folgenschweren Kriegserklärung des österreichisch-ungarischen Kaisers und Königs Franz Joseph: «Nur ein Kaiser kann ein solches Manifest von sich geben. Dieser Text, den ich selber am liebsten geschrieben hätte, war ein literarischer Einfall! Und der alte Pressechef Fuchs, der ihn geschrieben hat, gehört in die Literatur».

Seit achtundvierzig Jahren hatte Österreich keinen Krieg geführt. Nur die Graubärte im Reich konnten noch aus eigener Erfahrung über die Kriegserlebnisse von Königgrätz erzählen. Die von 1866 bis 1914 währende Friedenszeit wurde Roth, wie aus einer Äusserung aus dem Jahre 1929 hervorgeht, zu einem Symbol des Unwiederholbaren: «[Damals] bestand nur –

unsichtbar noch – die Gefahr jener grossen Friedensstörung, die einige Jahre später ein Weltkrieg wurde».

«Aber indessen war Frieden. So satt und so tief, wie nur der Friede aus dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts sein konnte, der friedlichste aller Frieden der menschlichen Geschichte.»

Als Roth dreizehn Jahre nach dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger den Tatort Sarajewo besichtigte, lieferten angeblich persönliche Erinnerungen an jenen verhängnisvollen Tag den Rahmen zu seinem journalistischen Bericht, «Wo der Weltkrieg begann». In diesem Bericht verknüpft Roth belanglos Privates mit dem grauenvollen Weltgeschehen: «Der Weltkrieg begann in *Sarajewo*, an einem heissen Sommertag 1914. Es war Sonntag, ich war Student. Am Nachmittag kam ein Mädchen, man trug damals Zöpfe. Sie hielt einen grossen gelben Strohhut in der Hand, er war wie ein Sommer, erinnerte an Heu, Grillen und Mohn. Im Strohhut lag ein Telegramm, die erste Extraausgabe, die ich je gesehen hatte, zerknüllt, furchtbar, ein Blitz in Papier. < Weisst >, sagte das Mädchen, < sie haben den Thronfolger erschossen. Mein Vater is aus'm Kaffeehaus hamkumma. Gelt, mir bleibn net hier? > [...]»

Anderthalb Jahre später – wie dauerhaft war Liebe aus Friedenszeiten! – stand sie schon, auch sie mitten in der Rauchwolke, am Güterbahnhof römisch zwei, unaufhörlich schmetterte die Musik, Waggon kreischten, Lokomotiven piffen, kleine, fröstelnde Frauen hingen wie welke Kränze an den grünen Männern, die neuen Uniformen rochen nach Appretur, wir waren eine Marschkompagnie, Reiseziel dunkel, mit der Ahnung: Serbien. Wahrscheinlich dachten wir beide an den Sonntag, das Telegramm, Sarajewo. Ihr Vater ging nie mehr ins Kaffeehaus, er lag schon in einem Massengrab [...]

Ich wünsche der Stadt [Sarajewo] nicht den Untergang, wie sollte ich! Sie hat gute, liebe Menschen, schöne Frauen, wunderbare unschuldige Kinder, Tiere, die sich des Lebens freuen, Schmetterlinge auf den Steinen im Türkenfriedhof. Dennoch hat hier der Krieg angefangen, die Welt ist vernichtet und Sarajewo steht. Es sollte keine Stadt sein, es sollte ein Denkmal sein, allen zum schrecklichen Gedächtnis.»

Im Gegensatz zu vielen österreichischen und deutschen Schriftstellern, war Roth bei Ausbruch des Krieges pazifistisch eingestellt; für die grossen Vernichtungsschlachten hatte er nur Worte bedauernder Missbilligung. Sein Studienkollege Józef Wittlin berichtet, sie seien sich beide darüber einig gewesen, dass nur die Obrigkeit und das Militär diesen Krieg gewollt hätten, die Zivilisten aber, die unter dem Krieg Leidenden, müssten ihn widerwillig auf sich nehmen. Je länger der Krieg jedoch dauerte, desto fadenscheiniger kamen Roth und Wittlin ihre pazifistische Haltung vor. Täglich trafen die Listen der Gefallenen aus den Schlachten in Serbien und am Isonzo, sowie

von den blutigen Vernichtungskämpfen in Galizien ein. Man konnte nicht länger unbeteiligt sein. Die anderen Studienkollegen rückten ein, nur sie blieben unter den Minderjährigen und Greisen zurück; die Antikriegsprinzipien nahmen sich hohl aus, denn man war ohnedies kriegsuntauglich erklärt worden. Als der Studienfreund Soma Morgenstern auf Urlaub in Wien in seiner Fähnrich-Uniform eintraf, war Roth von seiner Erscheinung sichtlich beeindruckt. Es kam ihm wie eine Schande vor, noch in Zivil herumlaufen zu müssen.

In bisher unbekanntenen Aufzeichnungen, Bruchstücken einer zum Teil fingierten Autobiographie, berichtet Roth über seine seelische Verfassung in jener Zeit. Aus den Zeilen spricht, wenn auch stilisiert und nicht ohne Selbstironie, eine aufrichtige Sehnsucht nach einem Lebensziel:

«Nun hatte ich also einen starken Ehrgeiz ohne Ziel, ich war ein Wanderer ohne Weg. Ich musste Geld haben. Ich überlegte die Möglichkeit einer reichen Heirat. Ich trat in Verbindung mit einem jüdischen Heiratsvermittler. Aber ich konnte die Bedingungen, die Väter reicher Bräute an einen Schwiegersohn stellen, nicht erfüllen. Ich wollte sofort Geld haben, nicht erst nach der Beendigung meiner Studien und ohne die Verpflichtung, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Es gab also nur noch einen Ausweg: das Militär.

Ich meldete mich, man wies mich zurück, weil ich zu schwach war. Nun beschloss ich, auszuwandern, in einen fremden Erdteil, zur Fremdenlegion zu gehn, ein neues Leben zu beginnen. Es tat mir leid um mich. Ich dachte mit süßer Wehmut an den fremden, fernen, heimatlosen Tod eines so begabten herrlichen Menschen, wie ich es war. Ich stellte mir ein einsames Alter in einer Wildnis vor, als Mönch, als Einsiedler, als Bitterer. Schmerzerfüllt war ich und gleichzeitig schon ausgesöhnt mit meinem Schicksal. Es waren die süssesten Träume meines Lebens [...]

Da brach eines Tages der Krieg aus [...] Ich meldete mich sofort. Diesmal nahm man mich.

Meine Überlegenheit gegenüber Vorgesetzten, Kameraden und dem System hätten mich vor dem Feld bewahrt, wenn ich nicht selbst die Sehnsucht nach dem Krieg gehabt hätte. Ich suchte mir selbst einen Vorwand, um gemeinsam mit vielen irgend einem Ziel entgegenzugehen, war es das Verderben, was schadete es? Ich konnte nicht mehr allein sein. Ich ging in den Krieg, wie alte Junggesellen, die ihre Einsamkeit nicht ertragen können, in die Ehe treten. Nun war ich nicht mehr allein. Nun gingen wir alle, Tausende, Millionen – und es war mir gleich, ob unser Unterfangen sinnlos war oder einen Sinn hatte.»

1916 sollte sich Roth erneut auf seine Kriegsdiensttauglichkeit hin untersuchen lassen. Roths in Wien lebender Onkel Heinrich Grübel schmiedete mit Hilfe der Frau eines Redakteurs des «Neuen Wiener Journals», die in seinem Hause verkehrte, einen Plan, wie Roth es sich «richten» könne. Roth

sollte seine Mitarbeit am pazifistischen und regierungsfeindlichen «Abend» verschweigen und sich als Mitarbeiter des «Neuen Wiener Journals», eines regierungsfreundlichen Blattes, bezeichnen, was ihn vor dem Kriegsdienst bewahren würde. Jener Redakteur des «Neuen Wiener Journals» versprach Roth zu decken, wenn die Militärbehörden Erkundigungen einholen sollten, und darüber hinaus zu versichern, Roth sei als Mitarbeiter der Zeitung unentbehrlich. Roth zeigte sich jedoch über diesen Plan wenig erbaut und machte ihm mit der energischen Bemerkung ein Ende: «Das ist nicht meine Art. Ich kann nicht sagen, dass ich bei dem <Neuen Wiener Journal> bin, wenn ich für den <Abend> arbeite.»

Zu jener Zeit beschlossen Roth und sein Freund Wittlin sich freiwillig zu melden. In ihren Unterhaltungen malten sich die beiden das Kommende aus: die Kriegserlebnisse, an denen sie teilhaben würden, sollten eines Tages in ihren schriftstellerischen Werken ihren Niederschlag finden. Sie wollten für das Wiener 21. Feldjäger-Bataillon optieren, bei dem sie mehrere Freunde und Studienkollegen hatten.

Als gebürtige Galizier unterstanden Roth und Wittlin in Wirklichkeit dem Infanterieregiment Nr. 80; sie mussten daher erst bei ihrem Heimatregiment die Aufnahme in das exklusive 21. Feldjäger-Bataillon erwirken. Zu diesem Zweck fuhren die beiden Einsatzbegierigen nach der ungarischen Ortschaft Rima-Szómbat. Dort versuchte der ob ihres Ansinnens etwas verwunderte Arzt des heimatlichen Regiments ihnen klar zu machen, dass sie mit ihrer schwachen Konstitution kaum den Anforderungen des Kriegseinsatzes genügen würden. Wollten sie unbedingt zum Militärdienst, so sollten sie Verunft annehmen und Kanzleischreiber werden. Ihre Ablehnung begründete Wittlin folgendermassen: «Wir waren der Ansicht, dass der einzige und geeignete Platz für Dichter im Krieg der Dienst in der <vorderen Linie> sei. Denn nur dort lernt man Leben und Tod kennen, selbst wenn man Pazifist ist.» Nach einer Unterredung, die wohl anders verlief als das, was der Regimentsarzt sonst gewöhnt war, liess dieser sich überreden und erklärte die beiden tauglich für den Frontdienst. Roth und Wittlin hatten alle Widerstände überwunden und kehrten voller Stolz nach Wien zurück.

Nach einer dreimonatigen Wartezeit bezogen sie die Einjährigen-Schule des 2. Feldjäger-Bataillons. Die Hochstimmung der beiden machte in kürzester Frist einer deprimierten Ernüchterung Platz. Der Rekrutendienst erschien ihnen nicht anders als eine Schinderei; sie litten unter dem aufreibenden Zwang der Disziplin ebenso wie unter dem Anschnauzen und den übrigen Erniedrigungen durch ihre Vorgesetzten. Und angesichts der strammeren Kameraden wurde ihnen die eigene Unbeholfenheit und Schwächlichkeit quälend bewusst. Eins der zu der Zeit entstandenen Gedichte Roths verrät, dass er sich in einem entmenschlichten Raum, dessen Mauern den Zugang zu Natur und Aussenwelt verwehrten, eingesperrt fühlte:

Die Kaserne

*Der Hof ist gross und weit,
aber gefangen
von der roten Ewigkeit
der Ziegelwände. –
Und hinter den Mauern freut sich grünes Gelände...
Wenn ein Tor aufgeht, schreit
es laut auf. –
Und die rote Ewigkeit
der Ziegelwände
breitet ihre Eisenhände
über den weiten, grossen Hof...*

Trotz seiner privaten Erfahrungen fühlte sich Roth vom Zauber der Uniform keineswegs unberührt. Eine Aufnahme seiner Ausbildungskompanie zu Wien lässt seinen Dünkel deutlich erkennen. Der dort abgebildete Roth hatte sich sichtlich zusammengerissen, der Krieger ist ihm mehr anzusehen als den anwesenden Offizieren. Die Kameraden wirken fast alle legerer, kein anderer hat den Rock so glatt unter das Koppel geschoben. Beim Exerzieren im Freien genoss Roth die Bewunderung in den Augen der Zuschauer, und seiner Eitelkeit in bezug auf sein Äusseres wurde Genüge getan.

In Roths zurechtgebogenen «autobiographischen» Reminiszenzen kommen seine Eitelkeit und sein Überlegenheitsgefühl ebenfalls zum Ausdruck: «Ich freute mich über den Gleichklang marschierender Schritte und die meinen hörte ich zuerst. Ich war ein guter Soldat. Ich liebte das Exerzieren. Ich liebte es, weil es mich zwang, eine unbeschreibliche unausschöpfliche Dummheit gemeinsam mit den andern – und mit welcher Genauigkeit – zu erleben. Ich hasste die Kameraden, die nicht exerzieren konnten oder einen Widerwillen gegen das Militär empfanden. Es waren die feinsten Menschen. Aber es erfüllte mich mit Feindschaft gegen sie, wenn ihre Gewehrläufe bei einem bestimmten Kommando aus der geraden Reihe der anderen hinausragten. Ich konnte nichts gegen dieses Gefühl, das ich zu bekämpfen suchte.»

Am 21. November 1916 starb, sechszwanzigjährig, der alte Kaiser. Achtundsechzig Jahre hatte er regiert, länger als irgendein anderer Monarch in der Geschichte Europas.

Roth hat in mehreren Schriften den Gedanken an das Leben und den Tod des Kaisers bewahrt – im «Radetzkmarsch», in «Die Kapuzinergruft», in den Aufsätzen «Seine k. und k. apostolische Majestät», «Die k. und k. Veteranen», und «Rede über den alten Kaiser». Über das kaiserliche Begräbnis weiss er zu berichten: «Als er begraben wurde, stand ich, einer seiner vielen Soldaten der Wiener Garnison, in der neuen feldgrauen Uniform, in der wir ein paar Wochen später ins Feld gehen sollten, ein Glied in

der langen Kette, welche die Strassen säumte. Der Erschütterung, die aus der Erkenntnis kam, dass ein historischer Tag eben verging, begegnete die zwiespältige Trauer über den Untergang eines Vaterlandes, das selbst zur Opposition seine Söhne erzogen hatte. Und während ich die Nähe des Todes, dem mich noch der tote Kaiser entgeschickte, erbittert mass, ergriff mich die Zeremonie, mit der die Majestät (und das war: Österreich-Ungarn) zu Grabe getragen wurde. Die Sinnlosigkeit seiner letzten Jahre erkannte ich klar, aber nicht zu leugnen war, dass eben diese Sinnlosigkeit ein Stück meiner Kindheit bedeutete. Die kalte Sonne der Habsburger verlosch, aber es war eine Sonne gewesen.

An dem Abend, an dem wir in Doppelreihen in die Kaserne zurückmarschierten, in den Hauptstrassen ohne Parademarsch, dachte ich an die Tage, an denen mich eine kindische Pietät in die körperliche Nähe des Kaisers geführt hatte, und ich beklagte zwar nicht den Verlust jener Pietät, aber den jener Tage. Und weil der Tod des Kaisers meiner Kindheit genauso wie dem Vaterland ein Ende gemacht hatte, betrauerte ich den Kaiser und das Vaterland wie meine Kindheit. Seit jenem Abend denke ich oft an die Sommermorgen, an denen ich um sechs Uhr früh nach Schönbrunn hinausfuhr, um den Kaiser nach Ischl abreisen zu sehen. Der Krieg, die Revolution und meine Gesinnung, die ihr recht gab, konnten die sommerlichen Morgen nicht entstellen und nicht vergessen machen. Ich glaube, dass ich jenem Morgen einen stark empfindlichen Sinn für die Zeremonie und die Repräsentation verdanke, die Fähigkeit zur Andacht vor der religiösen Manifestation und vor der Parade [...] und vor jeder Tradition, die ja zumindest eine Vergangenheit beweist.»

Der bekannte und zu der Zeit in Wien lebende Theaterkritiker Herbert Ihering berichtet über denselben Tatbestand mit der Nüchternheit eines uneteiligten Deutschen: «Denn sosehr der alte Kaiser auch für die meisten Wiener längst keine Realität mehr war und sein Leben nur noch in Anekdoten und Witzen fristete, durch seinen Tod wurde er wieder Realität. Jetzt wurden auch die Blinden auf die Wirklichkeit der zerfallenden österreichischen Monarchie gestossen, auf den Selbstständigkeitsdrang ihrer Völker, auf die Ansprüche und die Unfähigkeit der herrschenden Schicht.»

Laut Wittlin wurden die Freunde getrennt und in weniger begehrte Einheiten versetzt. Roth verblieb zunächst noch in Wien, erst im Frühjahr wurde er nach Galizien beordert.

Diesen Zeitabschnitt seines Militärdienstes umrankte Roth mit den farbigen Blüten seiner Fabulierkunst. Einmal versichert er: «Ich habe mich 1916 freiwillig ins Feld gemeldet und war 1917 bis 1918 an der Ostfront. Ich bin Fähnrich geworden und ausgezeichnet mit dem grossen silbernen Verdienstkreuz und Karl-Truppenpreis. Ich habe zuerst bei den 21. Jägern gedient, dann bei der Landwehr 25.» Mit derselben Unbekümmertheit ernannte er

sich ein anderes Mal zum Mitglied des Regimentes der Wiener Deutschmeister. Es war nicht immer Geltungssucht, die ihn zur Erfindung solcher Legenden trieb. Wenn es ihm gerade einfiel und die richtige Zuhörerschaft anwesend war, machte er sich zum Gegenstand des eigenen Ulks: als Fähnrich musste er einen Trupp befehligen und exerzieren lassen. Um sich auf möglichst bequeme Weise seiner Aufgabe entledigen zu können, führte er seine Leute auf den Exerzierplatz, setzte sich selber auf einen Baumstumpf und verbrachte den Rest des Nachmittages mit einem Buch. Alle seine Leute dachten, ein Soldat, der liest, kann nur ein Jude sein. Daraufhin richteten sich die Juden, die unter seinem Befehl standen, häuslich ein. Roth liess sie gewähren und kümmerte sich nicht darum. Aber auf einmal wurde zur Inspektion aufgerufen und der überrumpelte Roth musste seine Leute im Kasernenhof Aufstellung nehmen lassen. In den Reihen klafften hier und da Lücken, und der bestürzte Roth musste die fehlenden Soldaten einzeln zusammensuchen.

Aus seinen Briefen aus dieser Zeit geht hervor, dass er sich in der Stadt Lemberg befand und bei einer Kriegszeitung tätig war. In einem Brief an seine Kusine Resia vom 21. VIII. 1917 schreibt er: «Auch ich schwebe nicht über der Welt, wie du meinst, höchstens schwimme ich, und zwar in galizischen Sümpfen.» Gütig versucht er der Kusine ihre bedrückte Stimmung auszureden, gibt ihr Ratschläge, wie sie sich fassen solle, und bestätigt ihr mit freundlicher Sympathie: «Du hast recht. Es war schön, als wir frei und sorgenlos waren. Was wussten wir vom Leben? Dieser grausame Krieg hat unsere Jugend still gemacht. Wenn wir ihn überleben, sind wir reife Menschen. Die Jugend aber, die einer in sich hat, ist stark, auch wenn man achtzig zählt.»

Sehr verschieden hiervon ist der Ton seines Briefes an Resias Schwester, seine Lieblingskusine Paula. Paula ist aus anderem Holz geschnitzt, ihr mutet er mehr zu. Ihr gegenüber darf er sich aussprechen, mehr über seine eigenen Sorgen äussern: «Ich befinde mich gegenwärtig in einem ostgalizischen Augiasstall, einem ganz kleinen Städtchen. Im grauen Dreck sieht man bloss ein paar Judengeschäfte. Alles schwimmt, wenn es regnet, alles stinkt, wenn die Sonne scheint. Doch hat der Aufenthalt hier einen grossen Vorzug: man ist zehn Kilometer vom Schuss entfernt. Reservestellung.

Materiell geht es mir nicht mehr so, wie früher. Die Zeitung geht nämlich ein und nun die Aureole des Redakteur entschwunden ist, bin ich nichts mehr als ein Einjähriger-Freiwilliger. Dementsprechend die Behandlung.

Doch will das nichts sagen bei Leuten meines Schlages. Hauptsache ist das Ereignis. Ich habe furchtbare Momente erlebt und Momente voller grauiger Schönheit. Zum aktiven Schaffen ist hier wenig Gelegenheit, ein paar lyrische Gedichte ausgenommen, die aber eher passivem Empfinden entspringen [...]»

Zur Zeit als in Wien der Kaffeehauswitz die Runde machte: «die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst», verfasste Roth ein Gedicht der verzweifelten Hoffnungslosigkeit.

Soldaten

*Alle haben sie diesen müden
Seltsamen Zug in den bleichen Gesichtern:
in ihren Augen zittern ein schüchtern
taumelndes Ahnen von Heimat und Frieden. –
Alle tragen sie an den wunden
Füssen den Staub von zerwanderten Jahren:
Durch alle Länder sind sie gefahren
und haben noch nicht nach Hause gefunden.
Manchmal nur röten sich ihre Wangen,
wenn sie frohe Kunde erlauschen
und sie sitzen zusammen und tauschen
flüsternde Reden von süßem Verlangen:
Ihre harten, zerrissenen Hände
faltet die Demut und kindheitsverwehte
Worte lallen sie stumm im Gebete:
Herr, mach ein Ende! – Oh, Herr gib ein Ende!...*

Reminiszenzen aus seinem Kriegsdienst befinden sich in grosser Zahl in Roths Reportagen und Romanen. Wenn er, was er im Krieg sah und erlebte, auch willkürlich aufbauschte, so waren es doch Erlebnisse, von denen er nicht loskam, und die ihm noch viele Jahre nachher durch den Kopf gingen. Angesichts eines polnischen Invalidenbegräbnisses im Jahre 1924 sollte Roth vermerken: «Wir haben Massengräber gesehn, verschimmelte Hände, ragend aus zugeschütteten Gruben, Oberschenkel an Drahtverhauen und abgebrannte Schädeldecken neben Latrinen.»

Als Kriegsberichterstatter stand Roth, wie er in dem zitierten Brief an Paula berichtet, «Zehn Kilometer vom Schuss entfernt». Den Einsatz scheint er, entgegen seinen Aussagen, nicht erlebt zu haben. Für seine sensible Natur gab es allerdings ohnedies genug Aufwühlendes: fürchterliche Szenen der Verheerung. Die Körper der Österreicher sah er von den blutigen Krallen des Krieges zerfetzt. In der Kriegszeit versuchte er zum erstenmal das Unerträgliche im Suff zu vergessen. Während eines Urlaubs in Wien Anfang April 1917, lief er nachts in verzweifelttem, schwer angetrunkenem Zustand einem erstaunten Freund in die Arme. Es waren die ersten Anzeichen jener verheerenden Trunksucht, die bei der psychischen Erkrankung seiner Frau, von 1927 an, unabwendbar wurde. Aber vorläufig standen ihm noch gute

Zeiten bevor. Nach seiner Entlassung vom Militär konnte er das übermässige Trinken unterlassen.

In den Anekdoten, die sich auf diese Zeit beziehen, und die er mehreren Freunden auftischte, taucht eine nicht deutlich umschriebene Geliebte auf. Einmal gab Roths Phantasie ihr die Gestalt einer galizischen Schenkwirtin, ein anderes Mal war sie eine in einem Lazarett tätige Krankenschwester, die er beim Besuch eines verwundeten Kameraden kennenlernte. Durch die Bande der Liebe sollen die Liebenden immer wieder über grössere Entfernungen und Zeiträume zusammengeführt worden sein, und schliesslich sei der Liaison ein Mädchen entsprossen. Zwei Jahrzehnte später, anlässlich eines Wiener Aufenthaltes, gab er seinem Vetter ein detailliertes Bild seiner angeblich in Wien lebenden zwölfjährigen Tochter. Der Vetter berichtet: «Roth erzählte, er wohne mit der Mutter seiner Tochter, einer Baronin, im Hotel Meissel und Schaden am Neuen Markt. Er wohnte wirklich dort, aber die Baronin habe ich nie zu Gesicht bekommen. Auf mein Drängen hin, seine Tochter kennenzulernen, meinte er: «Gerade heute war sie bei mir auf Besuch. Wärst du früher gekommen, hättest du sie gesehen. Sie ist stolz darauf, einen Schriftsteller zum Vater zu haben.»»

Roth verlieh seinen Geschichten, auch in seinen eigenen Augen, immer mehr Wahrscheinlichkeit, indem er sie, allerdings stets in anderer Form, einmal in leichter, dann in stärkerer Abwandlung, mehreren Freunden erzählte. Durch die Wiederholungen und das Vertrautwerden mit ihnen nahmen sie an Glaubwürdigkeit zu und destillierten sich zu einer Erinnerungssubstanz, die dem Niederschlag wirklicher Erlebnisse gleichkam.

Mehreren seiner Freunde vertraute er in plastischer Detailliertheit die Erlebnisse seiner angeblichen russischen Kriegsgefangenschaft an, aber in den Kriegsgefangenen- und Vermisstenkarteien des Österreichischen Kriegsarchivs ist er nirgends eingetragen. Ausserdem machen eine Reihe nachweisbarer Tatsachen schon rein zeitmässig seine Angaben fragwürdig.

Ganz besonders beschäftigte ihn das Thema der Heimkehr. Die für seinen späteren Berliner Verleger Gustav Kiepenheuer zu Papier gebrachte Version seiner Heimkehr lautet: «Ich war bis zum Ende des Krieges an der Front, im Osten. Ich war tapfer, streng und ehrgeizig. Ich beschloss, beim Militär zu bleiben. Da kam der Umsturz. Ich hasste Revolutionen, musste mich ihnen aber fügen und, da der letzte Zug von Shmerinka abgegangen war, zu Fuss nach Hause marschieren. Drei Wochen marschierte ich. Dann fuhr ich auf Umwegen, zehn Tage lang, von Podwoloczyk nach Budapest, von hier nach Wien [...]».

Am ergiebigsten sind seine Geschichten über seinen erdichteten Offiziersrang und seine Verbundenheit mit der österreichischen Armee. Roth verwandelte sich mythisch-märchenhaft in die Gestalt, an der er bis zum Ende seiner Tage festhielt: er wurde österreichischer Offizier in Zivil. «Er sprach

das lässige, ein wenig schlampige k. und k. Militärdeutsch. Ich hätte ihn für einen Major oder Oberleutnant in Pension gehalten. Er war ein Kavalier», bezeugt Lajos von Horváth, der Bruder des mit Roth befreundeten Dramatikers Ödön. «Das ist ein blödes, verlachtes, ungebräuchliches Wort, aber das war er, ein k. und k. Kavalier.»

In der Emigration stieg Roth die Rangleiter der entschwundenen österreichischen Armee höher hinauf und unterschrieb seine an politisch Andersdenkende gerichteten Briefe als: Joseph Roth, ehem. Leutnant der k. u. k. Armee.

In seinem «Brief an einen Statthalter», den er 1938 an Seyss-Inquart, den ersten nationalsozialistischen Statthalter Österreichs nach dem Anschluss richtete, erwähnt der «kaiser-königliche Leutnant» kurz und gleichsam bei-läufig seine Auszeichnungen: «eine grosse silberne Tapferkeitsmedaille und ein goldenes Verdienstkreuz am Bande der Tapferkeitsmedaille» und macht darauf aufmerksam, dass er, um nicht «möglicherweise in den Listen der preussischen Armee zu figurieren», sich verpflichtet fühle, seinen Rang niederzulegen. Wenn es auch nirgends Belege für die Verleihung jener Ehrenzeichen gibt, die sich Roth zuschrieb, so ist der Ton der moralischen Entrüstung und schmerzvollen Trauer, der aus diesem Brief spricht, genauso wenig gekünstelt wie die Verzweiflung, die Roth anlässlich des Anschlusses ergriff. Er musste eben als eine heroisch-tragische Figur auftreten, um Klage über die Tragik der Stunde erheben zu können. In einem Brief, den Roth drei Monate vor der Abreise ins Exil schrieb, und worin beinahe alles aus der Luft gegriffen ist, stehen zwei Sätze, die dem Briefschreiber von Herzen kamen: «Mein stärkstes Erlebnis war der Krieg und der Untergang meines Vaterlandes, *des einzigen* das ich je besessen habe: die österreich-ungarische Monarchie. Auch heute noch bin ich durchaus patriotischer Österreicher und liebe den Rest meiner Heimat wie eine Reliquie.»

Solange Roth in der Armee war, dachte er geringschätzig über das Militär und machte sich oft heiter-erbittert mit Józef Wittlin darüber lustig. Als die Monate des entwürdigenden Gehorsams und der psychisch-physischen Grausamkeit überstanden waren, erschien ihm das Herbe und Abstossende in milderem Licht. Seine Leutnants Tunda («Die Flucht ohne Ende») und Trotta («Radetzkymarsch») und auch noch den Rittmeister Taittinger («Die Geschichte von der 1002. Nacht») umgab er mit dem Hauch seiner romantisierenden Sehnsucht. Zwischen Leben und Literatur gab es für ihn keine Grenzen mehr; in der Emigration eiferte der körperlich Gebrochene für die Schaffung einer österreichischen Legion, in der er selber – so beteuerte er – als Offizier dienen würde.

Indem Roth sich zum Offizier machte, reihte er sich in eine grosse Tradition ein, fühlte er sich geläutert, wurde er ansehnlicher und feiner. Er gehörte nun zum alten Österreich, in dem man in weiten Kreisen für den Nimbus des

Offiziers empfänglich war, der weitaus vornehmer und achtunggebietender wirkte als ein Schriftsteller. Diese Idealisierung des Offiziers findet man auch im Leben und Schaffen von Rilke, Lernet-Holenia und Heimito von Doderer. Zur Mythologisierung gehörte, dass der Österreicher gern hervorhob, er mache sich ein anderes, humaneres Bild von einem Offizier, als dies anderswo der Fall sei. In journalistischen Zeilen wie den folgenden kommt solche Gesinnung zum Ausdruck: «Der österreichische Offizier, und das war sein grosses Verdienst, war menschlich, das gehörte zu seiner Tradition, der sich niemand auf die Dauer entziehen konnte.»

Roth schuf sich eine eigene Variante von der angeblichen Menschlichkeit der österreichischen Armee. Seine Liebe zur Monarchie habe im Weltkrieg angefangen, erzählte er einem Vetter Ende der zwanziger Jahre. Als Fähnrich in schäbiger Uniform sei er einmal in Wien auf der Strasse von einem Obersten gestellt worden, der wissen wollte, weshalb er so schlecht angezogen sei. Auf Roths Erwiderung, sein Äusseres erkläre sich aus seiner Armut, habe ihm der Oberst Geld gegeben, damit er sein Äusseres besser versorgen könne. «Das konnte nur in der k. und k. Monarchie vorkommen», meinte Roth; «ein preussischer Oberst hätte mich in den Kasten gesteckt. Die k. und k. Monarchie war die menschlichste der Autokratien.»

Im Zivilleben witterte Roth viel Hinterlist, – man denke an seinen Roman «Das falsche Gewicht» – Niedertracht und Gemeinheit. In der Armee dagegen, so wollte es ihm scheinen, war alles unverrückbar und einfach. Ein General war ein General, ein Pferd ein Pferd, ein Befehl ein Befehl. Blickte man auf die in der Jugend verbrachte Militärzeit zurück, so fand man in ihrer strengen Hierarchie treue Kameradschaft, beherztes Zusammenhalten und Für-einander-da-sein. Im Dienst war alles einfacher, ehrlicher; die Gefahr, der man dort die Stirn bieten musste, brach von aussen herein, man kämpfte gegen den äusseren Feind, kämpfte für das Vaterland und geliebte Menschen, verteidigte mit Gleichgesinnten eine grosse Sache und war der allgemeinen Dankbarkeit versichert. Das Leben war anstrengend, aber unkompliziert, man reagierte auf Befehle, war der eigenen Verantwortung enthoben, in eine Gemeinschaft eingeordnet und von ihr beschützt.

Im Roman «Zipper und sein Vater» wird dieser Gedanke ausgearbeitet. Der Erzähler des Romans, der sich als Joseph Roth bezeichnet, äussert schwermütig: «Heute denke ich, dass diese Welt, diese militärische Welt, die allerdings nur für Todgeweihte gut ist, eine sauber eingerichtete, bequeme Welt war. Sie ersparte uns das Leben, das Mühe bringt, Sorgen, das aus Plänen, Gedanken, Hoffnungen, Zusammenbrüchen besteht. Beim Militär gab es keine Hoffnung, keinen Plan, keine Gedanken. Um zwei Uhr dreissig musst du zum Rapport erscheinen. Du weisst ganz genau, wie der Oberst aussieht, was er sagt, was er befiehlt, womit er dich straft. Es steht im Dienstreglement.»

Die militärische Solidarität, die Roth mit Vorliebe hervorhob, drückte sich auch in der Verbrüderung mit anderen Kriegsteilnehmern aus: «Es leuchtet aus jedem von uns eine selbstverständliche Bereitschaft zur Solidarität, geboren damals, vor zehn oder zwölf Jahren, als der ganze Zug an einer einzigen Zigarette rauchte. Es ist, als ob uns das Menschliche weniger fremd wäre.»

Roths «Hochstapelei» in bezug auf seinen phantasierten Offiziersrang lagen keineswegs opportunistische Motive zu Grunde. Seine Handlungsweise war in der Hauptsache Selbstzweck. Als Offizier fühlte er sich grösser, mutiger, edler. Er lebte das selbst kreierte Ich, und es wurde wahr und immer wieder wahr, für eine Weile. Das Schaffen dieses Ichs war ihm ebenso ein Bedürfnis wie das literarische Schaffen, und er feilte an sich selbst wie er an seinen Sätzen feilte. Beides sollte vollkommen sein, und dem unerfüllbaren Verlangen nach solcher doppelten Vollkommenheit wegen verfiel er in späteren Jahren immer mehr dem Alkohol. Als Leutnant Roth sollte er lebensfähig werden. Wie ein anderer, der schwache Augen hat, sich eine Brille aufsetzt, so legte er sich eine militärische Laufbahn zu. Je mehr die Nachkriegszeit aus den Fugen geriet und sein eigenes Leben von Missgeschick heimgesucht wurde, desto unentbehrlicher wurde ihm die dichterische Korrektur.

In Roths Leben bildete der Weltkrieg den grossen Scheideweg; mit ihm war die Schwärmerei der Jugendliteratur von ihm abgefallen. Er war nicht mehr «der verträumte deutsche Lyriker», als den er sich noch vor dem Einrücken bezeichnen konnte. Ganz andere Töne als die seiner Vorkriegslyrik erklingen in einem Gedicht, das er fünf Wochen vor Kriegsende veröffentlichte:

Nervenchock

*Seht her: in einem Zauberknäuel gebannt
schlottert und taumelt er an schwanker Krücke
bald hart am Pflasterrand und bald zurück
prallt klappernd sein Gebein an rauhe Wand.
Und aller Augen sind ihm zugewandt:
der frechen Neugier und des Mitleids Blick --
ein Kind, das spielt, hält mitten still im Glücke,
als blick' es plötzlich in ein dunkles Land...
O, seht ihn an! In graues Tuch gewandet,
der Menschheit Heldentum in torkelndem Zickzack
zwei Kreuzchen scheppern und zwei Bänder fliegen ---
Im roten Meer von Blut und Siegen
ist des Jahrhunderts stolzes Schiff gestrandet --
Und das ist Euer Wrack! ...*

Roth kehrte nach seiner Entlassung ernüchtert in eine rohe und glanzlos gewordene Welt zurück. «Der Ernst des Lebens» fing an, und dieser Ernst war düster. Als Enkel in der Welt der Enkel war er zu spät auf die Welt gekommen.

In einer Betrachtung über die Nachwirkungen der Kriegserlebnisse enthüllte Roth eine Wahrheit, die nicht an einzelnen äusseren Tatbeständen haftet – daran lag dem Erzähler Roth immer sehr wenig –, die ihm aber in Geist und Gemüt haften bleiben sollte: «Als ich dreissig Jahre alt war, durfte ich endlich die Städte sehen, die ich als Knabe geträumt hatte. Meine Kindheit verlief grau in grauen Städten. Meine Jugend war ein grauer und roter Militärdienst, eine Kaserne, ein Schützengraben, ein Lazarett.

Ich machte Reisen in fremde Länder – aber es waren feindliche Länder. Nie hätte ich früher gedacht, dass ich so rapid, so unbarmherzig, so gewaltsam einen Teil der Welt durchreisen würde, mit dem Ziel, zu schiessen, nicht mit dem Wunsch, zu sehen.

Ehe ich zu leben angefangen hatte, stand mir die ganze Welt offen. Aber als ich zu leben anfing, war die offene Welt verwüstet. Ich selbst vernichtete sie mit Altersgenossen. Die Kinder der andern, der früheren und der späteren Generationen, dürfen einen ständigen Zusammenhang zwischen Kindheit, Mannestum und Greisenalter finden. Auch sie erleben Überraschungen. Aber keine, die nicht in irgendeine Beziehung zu ihren Erwartungen zu bringen wäre. Keine, die man ihnen nicht hätte prophezeien können. Nur wir, nur unsere Generation, erlebte das Erdbeben, nachdem sie mit der vollständigen Sicherheit der Erde seit Geburt gerechnet hat. Uns allen war es, wie einem, der sich in den Zug setzt, den Fahrplan in der Hand, um in die Welt zu reisen. Aber ein Sturm blieb unser Gefährt in die Weite und wir waren in einem Augenblick dort, wohin wir in gemächlichen und bunten, erschütternden und zauberhaften zehn Jahren hatten kommen wollen. Ehe wir noch erleben konnten, erfuhren wir's. Wir waren fürs Leben gerüstet und schon begrüßte uns der Tod. Noch standen wir verwundert vor einem Leichenzug und schon lagen wir in einem Massengrab. Wir wussten mehr als die Greise, wir waren die unglücklichen Enkel, die ihre Grossväter auf den Schoss nahmen, um ihnen Geschichten zu erzählen. [...]

Die Begriffe, die wir kennen, decken nicht mehr die Dinge. Die Dinge sind aus den engen Kleidern herausgewachsen, die wir ihnen angepasst haben. Seitdem ich in feindlichen Ländern gewesen bin, fühle ich mich in keinem einzigen mehr <fremd>. Ich fahre niemals mehr in die <Fremde>. Welcher Begriff aus einer Zeit der Postkutsche. Ich fahre höchstens ins <Neue>. Und sehe, dass ich es bereits geahnt habe. Und kann nicht darüber <berichten>. Ich kann nur erzählen, was in mir vorging und wie ich es erlebte.»